

1875-09

In „Schacht und Hütte“ anonym abgedruckte Kurzgeschichten

(Autor: ??? / Redakteur: Karl May)

Schacht und Hütte, Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für Berg- Hütten- und Maschinenarbeiter. Dresden, Verlag Heinrich Gotthold Münchmeyer, 1. Jg. (1875/1876). Nr. 1 – 52.

Quelle: <http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/primit/redakteur/schacht/schacht.pdf>

[374-a]

Türkische Justiz.

Eine wahre Begebenheit.

Vor einer Reihe von Jahren trieb der Wind einen Kapitain aus Marseille auf die Rhede von Tunis, dessen Schiff eine Ladung baumwollener Mützen nach Gibraltar bringen sollte.

Zu jener Zeit wurde beim Eintritt in den Hafen von Tunis ein Tribut bezahlt, welcher der Laune des Raja Marsa, das heißt dem Kapitain der Rhede, überlassen blieb, und daher sehr willkürlich war.

Der Kapitain aus Marseille war also diesem Tribut unterworfen, den der Raja Marsa natürlich sehr hoch stellte.

Die alten Phokäer sind sehr zäh in Betreff der Abgaben, denn sie vergessen nicht, daß Marseille, die Tochter von Phokis, die Schwester Rom's und Nebenbuhlerin Carthago's, Julius Cäsar den Tribut verweigerte.

Nun aber zahlt man schwer einem Raja Marsa, was man einem Julius Cäsar zu zahlen sich weigert.

Der arme Speculant mußte indeß seine Waare im Stiche lassen, denn er war in den Klauen des Löwen.

Indem er einen Theil seines Felles zurückließ, entschlüpfte er den Klauen und warf sich dem Bey zu Füßen.

Der Bey hörte die Klage des Giaour an.

Als er die Klage vernommen und sich versichert hatte, daß es mit der geforderten Summe seine Richtigkeit habe, sagte er:

„Willst Du nach der türkischen oder nach der französischen Justiz behandelt werden?“

Der Kapitain dachte lange nach, und mit einem Vertrauen, welches der Gesetzgebung seines Vaterlandes Ehre machte, antwortete er:

„Nach der französischen.“

„Es ist gut,“ sagte der Bey, „kehre auf Dein Schiff zurück und warte.“

Der Seemann küßte die Pantoffeln Seiner Hoheit, kehrte an Bord seines Schiffes zurück und wartete.

Er wartete einen, zwei, drei Monate.

Als die drei Monate um waren, währte ihm das Warten doch ein wenig zu lange; er ging also an's Land und stellte sich dem Bey in den Weg.

Der Bey kam vorüber.

Der Kapitain warf sich ihm zu Füßen.

„Hoheit,“ sagte er, „Du hast mich vergessen.“

„Nein“, antwortete der Bey, „bist Du nicht der fränkische Kapitain, der sich über den Raja Marsa bei mir beklagt hat?“

„Und dem Du Gerechtigkeit versprochen hast!“

„Ja; aber Gerechtigkeit nach französischer Art.“

„Gewiß.“

„Nun, worüber beklagst Du Dich denn?“

„Daß ich diese Gerechtigkeit seit drei Monaten vergebens erwarte.“

„Höre,“ sagte der Bey, „seit drei Jahren läßt es Dein Consul an Respect gegen mich fehlen, seit drei Jahren habe ich mich bei Deinem Könige beschwert und Gerechtigkeit von ihm verlangt. Seit drei Jahren warte ich nun schon; komm' in drei Jahren wieder, und wir wollen sehen.“

[374-b] „Teufel!“ sagte der Kapitain, der die Sache zu begreifen begann, „und giebt es kein Mittel, diesen Aufschub abzukürzen, Hoheit?“

„Du hast französische Justiz verlangt.“

„Wenn ich aber türkische Justiz verlangt hätte?“

„Das wäre eine andere Sache gewesen; dann wäre die Justiz im Augenblick ausgeübt worden.“

„Ist es noch Zeit, zurückzunehmen, was ich gesagt habe?“

„Es ist immer Zeit, richtig zu handeln.“

„Türkische Justiz also, Hoheit, türkische Justiz!“

„So folge mir.“

Der Kapitain küßte die Pantoffeln des Bey und folgte ihm.

Der Bey ging in seinen Palast und ließ den Kapitain eintreten.

„Wieviel hat der Raja Marsa von Dir gefordert?“ fragte er.

„Fünfhundert Franken.“

„Und Du findest diese Summe zu hoch?“

„Hoheit, das ist meine demüthige Meinung.“

„Um wieviel zu hoch?“

„Wenigstens um zwei Drittheile.“

„Das ist richtig; hier sind zweihundert Piaster, welche gerade tausend Franken machen.“

„Hoheit,“ sagte der Kapitain, „Du bist die Waagschale der göttlichen Gerechtigkeit.“

Er küßte die Pantoffeln des Bey.

Hierauf wollte er fortgehen.

„Hast Du keine andere Entschädigung von mir zu verlangen?“ sagte der Bey, ihn zurückhaltend.

„Ich hätte wohl noch eine Bitte, Hoheit, aber ich wage sie nicht auszusprechen.“

„Wage es nur.“

„Mich dünkt, man wäre mir einen Ersatz schuldig für die Zeit, die ich verloren habe, diese denkwürdige Entscheidung zu erwarten, die ich eben erhalten habe.“

„Das ist richtig.“

„Um so mehr,“ fuhr der Kapitain fort, kühn gemacht durch die Billigung des Bey, „um so mehr, da ich schon zu Anfang des Winters in Gibraltar erwartet wurde; jetzt ist das Ende da, und die günstige Zeit zum Absatze meiner Ladung vorüber.“

„Und worin besteht Deine Ladung?“ fragte der Bey.

„In baumwollenen Mützen, Hoheit.“

„Was verstehst Du unter baumwollenen Mützen?“

Der Kapitain zog eine Probe aus der Tasche und überreichte sie dem Bey.

„Und wozu dient diese Vorrichtung?“ fragte dieser.

„Sie auf den Kopf zu setzen,“ antwortete der Kapitain.

Und die Geberde dem Worte anpassend, bekleidete er seinen Kopf mit der in Rede stehenden Mütze.

„Es ist sehr häßlich,“ sagte der Bey.

„Aber sehr bequem,“ antwortete der Kapitain.

„Und Du sagst, die Verzögerung der Gerechtigkeit habe Dir Schaden gethan?“

[375-a] „Einen Schaden von wenigstens 1000 Franken, Hoheit.“

„Warte.“

Der Bey rief seinen Secretair.

Der Secretair trat ein, kreuzte seine Arme über die Brust und verneigte sich bis auf den Boden.

„Setz Dich nieder und schreib,“ sagte der Bey.

Der Secretair gehorchte.

Der Bey dictirte ihm einige Zeilen, wovon der Kapitain durchaus nichts verstand, weil es Arabisch war.

Als der Secretair die Worte geschrieben hatte, sagte er:

„Es ist gut, laß jetzt dieses Amra durch die Stadt verkünden.“

Der Secretair kreuzte seine Arme über die Brust, verneigte sich bis auf den Boden und ging hinaus.

„Verzeihung!“ sagte der Kapitain.

„Was noch?“

„Darf ich Deine Hoheit ohne Unbescheidenheit nach dem Inhalt dieses Befehls fragen?“

„Ei gewiß; es ist ein Befehl an alle Juden in Tunis, sich bei Verlust ihres Kopfes binnen vierundzwanzig Stunden mit einer baumwollenen Mütze zu bekleiden.“

„Ah, Sturm und Wetter!“ rief der Kapitain. „Ich verstehe.“

„Nun, wenn Du mich verstehst, so kehre auf Dein Schiff zurück und verkaufe Deine Waare, so gut Du kannst; Du wirst bald Kundschaft erhalten.“

Der Kapitain stürzte sich zu den Füßen des Bey, küßte ihm die Pantoffeln und ließ sich auf sein Schiff zurückführen.

Während dieser Zeit verkündete man mit Trompetenschall in den Straßen von Tunis folgendes Amra:

„Gelobt sei Gott, der Einzige, zu dem alle Dinge zurückkehren.

Im Namen des Slaven des höchsten Gottes, im Namen dessen, der seine Gnade und Milde anfleht, im Namen Sidi Hussein Paschas¹, Beys von Tunis, wird hierdurch jedem Juden, Israeliten oder Nazaräer verboten, sich auf den Straßen von Tunis zu zeigen, ohne sein ungläubiges und verfluchtes Haupt mit einer baumwollenen Mütze bekleidet zu haben.“

Wer dagegen handelt, hat seinen Kopf verwirkt.

Den Ungläubigen werden nur vierundzwanzig Stunden gelassen, um sich die erwähnte Kopfbedeckung zu verschaffen.

Diesem Befehl ist man allen Gehorsam schuldig.

Gegeben am 20. April des Jahres 1243² der Hegira.“

Man kann sich denken, welche Wirkung eine solche Bekanntmachung in den Straßen von Tunis hervorbrachte.

Die 25.000 Juden, welche die israelitische Bevölkerung der Stadt ausmachen, sahen einander erschrocken an und fragten sich, welches diese achte Heimsuchung sei, die über das Volk Gottes komme.

Die weisesten Rabbiner wurden befragt, aber Keiner von ihnen konnte sich einen genauen Begriff davon machen, was eine baumwollene Mütze sei.

Endlich erinnerte sich ein Gourni – so nennt man die Juden in Livorno –, eines Tages in dem Hafen jener Stadt eine normännische Schiffsmannschaft gesehen zu haben, die mit einem ähnlichen Kopfputz bekleidet gewesen.

Man war doch einen Schritt näher am Ziele, als man wußte, welchen Gegenstand man sich verschaffen sollte; es blieb nur noch übrig, zu erfahren, wo man denselben erhalten könne.

[375-b] Zwölftausend baumwollene Mützen waren nicht so leicht herbeigeschafft.

Die Männer rangen die Hände, die Frauen rissen sich die Haare aus, die Kinder warfen sich auf die Erde.

Und Alle erhoben die Hände zum Himmel und riefen:

„Gott Israels, Du, der Du uns in der Wüste das Manna gabst, sage uns, wo sollen wir baumwollene Mützen finden?“

In dem Augenblick, als die Trostlosigkeit am größten, das Geschrei am zerreißensten war, verbreitete sich ein Gerücht unter der Menge.

Ein Schiff, mit baumwollenen Mützen beladen, lag im Hafen.

Man erkundigte sich. Man sagte, es sei ein Dreimaster aus Marseille.

Doch sollte er zwölftausend baumwollene Mützen an Bord haben? Sollte er Mützen für Alle liefern können?

Man stürzte sich zu den Barken und drängte sich hinein, wie bei einem Schiffbruch. Eine kleine Flotte bedeckte den See und ruderte auf die Rhede zu.

¹ Husain II. al-Husain, 1824-1835 Bey von Tunis.

² Korrekt wäre die Angabe: 5. Shawwāl 1243, das entspricht dem 20. April 1828 im gregorianischen Kalender.

Bei dem Fort drängten sich noch mehr hinein, und fünf oder sechs Barken gingen unter; da aber nur vier Fuß Wasser in dem See von Tunis ist, so ertrank Niemand.

Man gelangte durch die Einfahrt und näherte sich dem Dreimaster.

Der Kapitain war auf dem Verdeck und wartete.

Mit Hilfe eines Fernrohres hatte er die Einschiffung, den Kampf und den Schiffbruch gesehen.

In weniger als zehn Minuten hatte er dreihundert Barken um sich.

Zwölftausend Stimmen riefen:

„Baumwollene Mützen! Baumwollene Mützen!“

Der Kapitain gab ein Zeichen mit der Hand; man sah, daß er Schweigen forderte und schwieg.

„Ihr fordert baumwollene Mützen?“ sagte er.

„Ja! Ja! Ja!“ rief es von allen Seiten.

„Sehr gut,“ sagte der Kapitain, [„]aber Sie wissen, meine Herren, die baumwollene Mütze ist für den Augenblick ein sehr gesuchter Artikel. Ich habe Nachrichten von Europa erhalten, daß die baumwollenen Mützen im Preise gestiegen sind.“

„Wir wissen das,“ sagte dieselben Stimmen, „wir wissen das und sind bereit, ein Opfer zu bringen, um welche zu haben.“

„Hören Sie also,“ sagte der Kapitain, „ich bin ein ehrlicher Mann.“

Die Juden zitterten; denn so fingen sie immer ihre Rede an, wenn sie einen Christen betrügen wollten.

„Ich will diesen Umstand nicht benutzen, um Ihnen Ihr Geld abzunehmen.“

Die Juden wurden blaß.

„Die baumwollenen Mützen kosten mir durchschnittlich vierzig Sous.“

„Ah! das ist nicht zu theuer,“ murmelten die Juden.

„Ich will mich damit begnügen, hundert Procent zu verdienen,“ fuhr der Kapitain fort.

„Hosianna!“ riefen die Juden.

„Ich gebe also die baumwollene Mütze um vier Franken!“ sagte der Kapitain.

[382-a] Zwölftausend Arme streckten sich aus.

„In der Ordnung!“ sagte der Kapitain; „kommt auf dieser Seite an Bord und steigt auf den andern Seite wieder hinunter.“

Jeder Jude ging über das Verdeck, erhielt eine baumwollene Mütze und zahlte vier Franken.

Der Kapitain nahm acht und vierzigtausend Franken ein und hatte einen Gewinn von sechsunddreißigtausend Franken.

Die zwölftausend Juden kehrten, mit einer baumwollenen Mütze bereichert und um vier Franken ärmer, nach Tunis zurück.

Am folgenden Tage stellte sich der Kapitain dem Bey dar.

„Ah! Du bist es,“ sagte der Bey.

Der Kapitain warf sich dem Bey zu Füßen und küßte seine Pantoffeln.

„Nun?“ fragte der Bey.

„Nun, Hoheit,“ sagte der Kapitain, „ich komme, Dir zu danken.“

„Du bist zufrieden?“

„Bezaubert!“

„Und Du ziehst die türkische Justiz der französischen vor?“

„O! jene ist unvergleichlich besser.“

„Du bist noch nicht zu Ende.“

„Wie! noch nicht zu Ende?“

„Nein, warte.“

Der Kapitain wartete. Das Wort erschreckte ihn nicht mehr.

Der Bey rief seinen Secretair.

Der Secretair trat ein, kreuzte seine Arme über die Brust und verneigte sich bis auf den Boden.

„Schreib,“ sagte der Bey.

Der Secretair nahm die Feder.

Der Bey dictirte:

„Gelobt sei Gott, der Ein[z]ige, zu dem alle Dinge zurückkehren.

Im Namen des Slaven des höchsten Gottes, im Namen dessen, der seine Gnade und Milde anfleht, im Namen Sidi Hussein Pascha's, Bey's von Tunis, wird durch folgendes Amra allen Juden bei Verlust des Kopfes verboten, mit einer baumwollenen Mütze auf dem Kopfe auf den Straßen von Tunis zu erscheinen.

Jeder Besitzer einer baumwollenen Mütze erhält vier und zwanzig Stunden Zeit, um sich derselben so vortheilhaft als möglich zu entäußern.

Diesem Befehl ist man allen Gehorsam schuldig.

Gegeben am 21. April im Jahre 1543 [1243] der Hegira.

Unterzeichnet: Sidi Hussein!“

„Verstehst Du wohl?“ fragte der Bey den Kapitain.

„O! Hoheit,“ rief dieser mit Begeisterung, „Du bist der größte Bey, der je gelebt hat.“

„So kehre auf Dein Schiff zurück und warte.“

Eine halbe Stunde später ertönte die Trompete in den [382-b] Straßen von Tunis, und die Bevölkerung lief bei diesem ungewohnten Aufrufe herbei.

Unter den Zuhörern erkannte man die Juden an ihrer triumphirenden Miene und an ihrer nach dem Ohr geneigten baumwollenen Mütze.

Das Amra wurde mit lauter und deutlicher Stimme verlesen.

Der erste Impuls jedes Juden war, seine Mütze zu nehmen und sie ins Feuer zu werfen.

Bei näherem Nachdenken sah aber der Rabbiner der Synagoge, daß Jeder vierundzwanzig Stunden Zeit hatte, um sich seines Eigenthums zu entäußern.

Der Jude berechnet beständig.

Jeder Jude berechnete also, daß es besser sei, die Hälfte, und selbst drei Viertel, als das Ganze zu verlieren. Da sie vier und zwanzig Stunden Zeit hatten, so begannen sie, mit den Bootsleuten wegen der Ueberfahrt zu unterhandeln, die das erstmal das Gedränge benutzt hatten, um sie zu übernehmen.

Als der Preis bestimmt war, ruderten sie auf den Dreimaster zu.

Zwei Stunden später war der Dreimaster von Barken umgeben.

„Kapitain! Kapitain!“ riefen zwölftausend Stimmen. „Wir haben baumwollene Mützen zu verkaufen.“

„Pah!“ sagte der Kapitain.

„Kapitain, es ist eine gute Gelegenheit, Sie sollen sie billig haben.“

„Ich erhalte eben einen Brief aus Europa,“ sagte der Kapitain.

„Nun? Nun?“

„Er meldet mir, daß die baumwollenen Mützen sehr im Preise gesunken sind.“

„Kapitain, wir wollen daran verlieren.“

„Es sei,“ sagte der Kapitain. „Ich sage Euch also, daß ich sie nur um die Hälfte des Preises wieder annehmen kann.“

„Um die Hälfte des Preises, es sei.“

„Ich habe sie mit vierzig Sous bezahlt. Wer also seine Mütze für zwanzig Sous lassen will, komme auf dieser Seite an Bord und verlasse das Schiff auf den anderen Seite.“

„O! Kapitain!“

„Ihr könnt es thun oder lassen.“

„Kapitain.“

„Heda! die Anker gelichtet!“ rief der Kapitain.

„Was machen Sie, Kapitain, was machen Sie?“

„Nun zum Henker! ich lichte die Anker.“

„Kapitain, für vierzig Sous.“

Der Kapitain setzte seinen Befehl fort, die Anker zu lichten.

„Kapitain, für dreißig Sous.“

Das große Segel am großen Mast entfaltete sich, und man hörte die Kette der Gangspille rasseln.

„Kapitain! Kapitain! Wir willigen ein!“

[383-a] „Stop!“ rief der Kapitain.

„Die Juden steigen Einer nach dem Andern am Backbord hinauf und am Steuerbord wieder hinunter.

Jeder übergab seine baumwollene Mütze und erhielt zwanzig Sous.

Durch den Verlust von drei Franken hatten sie zweimal ihren Kopf gerettet; das war nicht theuer.

Der Kapitain hatte seine Waare wieder und es blieb ein reiner Gewinn von sechsunddreißigtausend Franken.

Da er ein Mann von Lebensart war, so nahm er achtzehntausend Franken in ein Boot und begab sich zum Bey.

„Nun?“ fragte der Bey.

Der Kapitain warf sich in den Staub und küßte den Pantoffel des Bey.

„Nun, ich komme, Dir zu danken, Hoheit.“

„Bist Du zufrieden?“

„Bis zur Begeisterung.“

„Ist Dir die Entschädigung genügend?“

„Mehr als genügend. Auch komme ich, Deiner Hoheit anzubieten –“

„Was?“

„Die Hälfte der sechsunddreißigtausend Franken, die ich gewonnen habe.“

„Geh mir doch!“ sagte der Bey; „habe ich Dir nicht Gerechtigkeit nach türkischer Art versprochen?“

„Ohne Zweifel.“

„Nun, die türkische Justiz wird unentgeltlich ausgeübt.“

„Sturm und Wetter!“ rief der Kapitain. „In Frankreich hätte sich ein Richter nicht mit der Hälfte begnügt; er hätte wenigstens drei Viertel genommen.“

„Da bist Du im Irrthum,“ sagte der Bey; „er hätte das Ganze genommen.“

[383-b] „Ei, ei,“ sagte der Kapitain, „ich sehe, Du kennst Frankreich so gut, wie ich.“

Er warf sich in den Staub, um die Pantoffeln des Bey zu küssen, aber dieser reichte ihm die Hand dar.

Der Kapitain kehrte mit seinen achtzehntausend Franken auf sein Schiff zurück.

Eine Viertelstunde später fuhr er mit vollen Segeln ab. Er fürchtete, der Bey möchte anderen Sinnes werden.

Die Juden erfuhren nie die Ursache zu diesen so ganz entgegengesetzten Amras; sie begriffen nur, was leicht zu begreifen war, daß es eine Art von Tribut sei, die ihrem allmächtigen Herrscher gefallen, von ihnen zu erheben.

Aber im Gegentheile von den anderen hatte dieser Tribut eine angenehme Erinnerung bei ihnen zurückgelassen, nämlich die an die elegante Kopfbedeckung, die sie vierundzwanzig Stunden lang getragen, und die ihnen viel besser gefiel, als ihre gelbe Mütze oder ihr schwarzer Turban.

Bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Bey, da doch eine Thronbesteigung eine Zeit der Gnadenverleihung ist, baten sie, ihnen zu erlauben, baumwollene Mützen zu tragen.

Der Bey sah nichts Unpassendes darin, und da er überhaupt ein Mann des Fortschrittes war, so gestattete er diesen anmuthigen Kopfschmuck, der ein wesentliches Kennzeichen der europäischen Civilisation ist.

Daher diese unerhörte Menge von baumwollenen Mützen, die man jetzt in Tunis sieht.

Heutigen Tages läßt man die gesuchte Waare nicht mehr aus Manilla, aus Livorno oder aus Gibraltar kommen.

Die alten Türken stricken die baumwollenen Mützen.

Was dem Herrn Weißenburger in Leipzig wirklich passiert ist.

Nee, sähn Se, härren Se, meine Herrens, das Ding war aber so: 's war an ä Sonntag Abends, wie ich so ume elfe aus unserm Schaafskopklubb komme, wo mere allemal den Kopp um ä Neigroschen spielen un Schneider doppelt. Also ich hatte grade zwölf Groschen gewonnen un war kreisfidelig, härren Se. Wie ich mich nu aushose un ziehe eben das letzte Been aus meinem linken Stiebel um will 's Licht auslöschn um mich in's Bette legen, da kloppt uff eenmal meine Rike, 's Uffwartemädel, an de Dhire. Ich schrie also: „Was willst'n denn noch so sehre späte, Du Zakrementsbald Du!“ Daruff schreit se durch's Schlisselloch rein: „Ach Herr Jeminechens, Herr Weißenborger, kommen Se nur ä mal recht rasch 'nunter, 's muß Eener in 'n Deich 'neingefallen sin, denn 's hat eben ä färdchterlichen Plumps gethan.“ – „I,“ sage ich, „Du hast wohl nur geträumt.“ – „Nee,“ sagt se aber, „nee, hätten Se, 's hat ganz deutlich geplumpst.“ – Nu wissen Se aber doch, meine Herrens, daß mei Loschemank mit de Vorderseite nach den Schwanendeich in Park'naus liegt, also ich fahre gleich wieder in meine Stiebeln, loofe durch den Garten 'nunter, mache über de Blanke weg un bin in de türkschen Anlagen an 'n Deiche. Nu spitz ich also de Ohren un höre – un höre – un höre aber gar nichts nich, will also schone wieder 'naufgehn un will meiner Rike ä Baar hinter de Ohren [383-b] geben, weil se mich geteischt hat, härren Se, un das Recht hätt' ich gehabt, aber da kommt uff ä mal der Nachtwächter Lorenz. – „Guten Abend, Herr Weißenborger,“ sagt Lorenz zu mir, „was machen Se denn noch so späte hier? härren Se.“ – „I das will ich Sie sagen, Lorenz,“ sage ich; „sehn Se, härren Se, mei Mädel, de Rike, kommt vorhin und sagt, 's müßte Eener in 'n Deich 'neing'fallen sin; ich höre aber nichts niche, Lorenz, härren Sie den was, härren Se?“ – Also Lorenz spitzt ooch seine Ohren un horcht sehre lange, dann sagt er aber: „Ne, härren Se, ich höre ooch nichts niche.“ Nu wollen merr alle zwee Beede fortgehn, da kommt der kleene krummbeenige Lampenputzer Pump mit der Letter von das Lampenauslöschn; wie der uns sieht, stutzt er un sagt: „I, guten Abend meine Herrens, was machen denn Sie noch so späte hier, härren Se?“ – „I, das will ich Sie sagen,“ sagt Lorenz, „sehen Se, härren Se, da hat Herr Weißenborgern seine Rike vorhin g esagt: 's hätte ä Plumps gethan un 's müßte Eener in 'n Deich gefallen sin un nu hab'n merr ooch schon gehorcht, härren Se, aber merr hört nichts niche; härren Se noch nichts, Herr Pump?“ Nu lauschten merr noch ä mal un da blanscherte uff ä mal was in 'n Wasser. „Stille! ruhig!“ – schrieen merr da Alle zusammen un 's hatte doch Keener nichts niche gesagt. Also nu hörten merr [384-a] deitlich was gorgeln, wie als wenn sich Eener frih Morgens den Mund ausspielt un dann wibelte und wabelte ooch so was Dunkles uff 'n Wasser un schrie: „Hülfe, Hülfe! Ick versaufe, ick jehe unter!“ (Merr merkte gleich an 'n Dialog, daß es ä Berliner war, härren Se!) Ja, Hilfe! das war leichte gesagt, aber wie sollten merr denn in's Wasser komme, denn der Deich war wohl an zwee zwee Ellen tief un der Ersöfte wohl finf Schritte weit driben. Ich sage also zum Nachtwächter Lorenz: „Lorenz,“ sag' ich, „springen Se doch 'nein un holen Se den armen Menschen 'raus“; - aber Lorenz sagte: „Nee, das geht nich, ich stehe in Rathsbrode un mei Leben gehört den hochwohlweisen Rathe, also darf ich nich so blind in de Gefahr 'neinlofen.“ – Pump wollte ooch nich un sagte, er wäre ä sieb'nfacher Familienvater, also sage ich: „Ihr seid Lumpenkerls, Ihr! Ich sehe schon, ich muß selber 'nein.“ Pump nahm also seine Letter und Lorenz hielt ooch mit un ich stibelte nu mit Zittern und Zagen in's Wasser, wobei ich mich aber an die Letter feste halten dhat. Ich gehe also Schritt vor Schritt 'nein, meine Herren, aber sähen Se, dazu gehört Muth un Korasche, denn 's Wasser hatte an den Abend zwelf Grad Kelte. Von dem Ersöften war aber nichts nich mehr zu seh'n; nu ging mir aber das Wasser schone bis an den Mund un ich sage zu den Andern an 'n Ufer: „Nee,“ sage ich, „ich sehe keenen Menschen nich mehr; entweder is er schon tod oder es war ooch nur ä Fisch; ich kehr' um“ – sage ich, oder ich will es eegentlich sagen, denn wie ich: Kehr! schrie, da kriegt mich uff ä mal im Wasser was bei de Beene. „Au Jemine!“ schrie ich aus Angst un aus vollem Halse. – „Haben Se 'n denn, Herr Weißenborger,“ schrie Lorenz. – „Nee,“ schrie ich, „das Mordsaas hat mich!“ un kaum hab' ich das gesagt, so zieht mir der Unbekannte in 'n Wasser de Beene weg un ich liebe unten uff 'n Grunde. Ne, meine Herren, ich hatte glücklicher Weise de Letter nich losgelassen un Pump un Lorenz zogen aus Leibeskräften, aber der Dunnerwetterkerl ließ meine Beine in 'n Wasser nich los, ich mochte strampeln un treten wie ich wollte. Ich dachte zwar, mei letztes Stündchen were gekommen, aber die Beeden ließen nich locker und zogen uns Zweek an's Land. Ich war halb tod vor Schreck, meine Herrens, das kennen Se wohl globen, aber der Andre, der sich noch nich von mir lostrennen wollte, war ganz tod, wenigstens muckste er sich nich mehr, aber knipp mich immer noch so feste in de Waden, daß merr'n kaum loskriegt. Wie ich mich ä Bischen erholt habe, frage ich also: „Na, was machen merr nu mit den toden Leichname, daß er wieder labendig wird.“ – „I was da,“ meente Lorenz, „merr stellen den Kerl uff 'n Kopp, da löft das Wasser wieder aus 'n 'raus.“ – Ich opponirte mich aber dagegen un merr trugen'n uff Pumpen seiner Letter uff's Bolizeiamt. Na, härren Se, meine Herren, wen die Leibzger Bolizei in de Hände kriegt, den macht so ooch wieder labendig, wenn er tod is, aber ooch tod, wenn er labendig ist. Un richtig, vier Mann Bolizei scheierten und rumpelten so lange mit wollne Lappens un Bärschten uff den Ersöften 'rum, bis er de Oogen wieder uffschlug, erst seifzte und dann färdchterlich schimbft. Wir konnten nichts niche mehr dabei dhun, wurden aber uff den andern Morgen zum Verhöre bestellt und gingen heeme. Ich schlief die Nacht so stolz als wie wenn ich ä Färscht were un trömte von nichts nich, als von Rettungsmedalchen. Wie merr nu den andern Dag uff's Verhör kommen dhun, da ist der ersöfte Kerl wieder ganz munter, werft aber sehre withende Oogen um sich herum. [384-b] Wie nu der Herr Akduarichus fragte, warum er sich hette wollen das Leben nehmen, so sagte aber der Mensch: „Er were ä Schuhmachersgeselle aus Berlin,“ sagte er, um hette blos wollen ä Paar neue Wasserstibeln brobiren.“ Natirlich globte das Niemand nich un endlich gestand er, daß er sich hette wollen von wegen eener unglücklichen Liebe ermeuchelmorden, woruff er zu vier Wochen Arrest verurtheelt worde. Nu weeiß ich nich, meine Herrens, ob das vor die Wasserstibeln, vor die unglückliche Liebe oder vor den Mordversuch war, weil ich keen Juristen nich bin, aber mir sagde der Herr Akduarichus sehr viele Lobeserhebungen von wegen meinen Muth; von eener Belobung oder eener Medalche habe ich aber nichts nich bekommen, un habe gehört, daß nur diejenigen eene Belohnung kriegen, die schon eenen ganz toden Menschen aus den Wasser zieh'n; vor Labendige un Halbtode kriegt man aber nichts nich. Meiner war freilich erst halbtod, aber wenn ich 'n hette noch fünf Minuten zappeln gelassen, wär' er ganz gestoben und ich hette die Medalche gekriegt.

Nu is aber die Geschichte noch nich aus, meine Herren. Wie ich also ungefähr vier Wochen druff Abends wieder ä mal aus 'n Schaafskopklubb komme, war ich recht wilde, denn ich hatte sieb'n Groschen verloren. Ich sterze mich also in mei Bette un liege kaum zwee Minuten, da geht's uff ä mal – Pertautz! Pumps! Klerrrr! un 's fliegt eine Fensterscheibe 'rein un noch derzu eene ganz neue gute vor acht Groschen, die daneben, die schon ä Sprung hatte, war ganz geblieben. Ich springe also 'raus un an 's Fenster.

Wie ich 'nausgucke, steht ooch richtig 'n Mann unten un sieht 'rauf. – Ich sage also: „Härren Se, mei gutes Herrchen, sind Sie vielleicht der infamige Kerl gewesen, der mir jetzt hier mei Fenster eingeschmissen hat?“ – Aber der unten schreit: „Ja, det bin ick! Und sin Sie vielleicht dieserjenige Kerrel, der mir neulich hat aus der Wasser jezogen?“ Jetzt erkannte ich 'n un sage: „Ja, der bin ich, härren Se!“ – „Wie konnten Sie sich det unterstehen, Sie jrober Mensch,“ schrie der unten wieder. – „Aber mei Gutester,“ sag' ich, „Se schrien ja um Hilfe.“ – „Wat geht det Ihnen an, wenn ick um Hülfe schreie; ick schreie vor mir un nich vor Ihnen; een ander Mal vermischen Sie sich nich in meine Anjelegenheiten! Gute Nacht!“ – Un damit schmiß mir der Kerl noch ä Stein 'ruff un grade an de Nase, härren Se, un war fort, eh' ich um Hilfe schreien konnte. Ich dhat bluten wie ä geschlachtetes Kalb un ging an andern Morgen uff de Bolizei, um den Berliner Schuster zu verklagen, aber da sagte der Herr Akduarichus: „I Herr Jemine, mei gutester Herr Weißenborger, der Kerl hat sich gestern sei Wanderbuch geben lassen un is fortgemacht.“ – Na, aber ich, ich hatte mei Theel, denn meine Nase bleibt zeitlebens schief von dem Steenworfe un ich trage meine schiefe Nase als Rettungsmedalche. Ja, meine Herren, seh'n Se, härren Se: Undank is der Welt Lohn.

[390-a]

Eine grausige Luftfahrt.

Große Aufregung herrschte an einem schönen Sommertage des Jahres 1853 in dem kleinen irischen Städtchen Ballydorley. Die ganze Bevölkerung nicht nur des Städtchens, sondern auch der Umgebung war auf den Beinen und stürmte auf den großen Platz zu, auf dem gewöhnlich die Wettrennen stattzufinden pflegten. Hier drängte sich Alles um einen Gegenstand, welcher sich in der Mitte des Platzes befand.

Es war dies ein großer, schön bemalter Luftballon, den man soeben gefüllt hatte, und der, an Säulen [Seilen] festgehalten, majestätisch über den Köpfen der gaffenden Zuschauer herschwebte, und nur auf die Ankunft des kühnen Aeronauten zu warten schien, um sich in die Lüfte zu schwingen.

Da kommt er! Da kommt er! hieß es nun plötzlich aus vielen Tausenden Kehlen, und Alles blickte erwartungsvoll auf einen, raschen Laufes sich nähernden Wagen, aus welchem bald darauf Mr. Hall, ein in England und Irland durch seinen großen Reichthum bekannter Gutsbesitzer, herausprang.

Mr. Hall war ein kleiner lebhafter Mann, und gehörte zu der Gattung Menschen, die man gewöhnlich mit dem Ausdruck „Pechfinken“ zu bezeichnen pflegt, d. h., die sicher sind, bei jeder Gelegenheit irgend welchem Unheil zu begegnen. Selten gelang es ihm z. B., in ein Zimmer einzutreten, ohne auszugleiten; zu stürzen, ohne dabei etwas zu zerschlagen; selten, Briefe zu schreiben, ohne Tinte darüber zu gießen; zu essen, ohne alles Mögliche in die falsche Kehle zu bringen; etwas zu zerschneiden, ohne sich zu schneiden u. s. w.

Beim Turnen hatte er sich drei Zähne eingeschlagen; beim Schifffahren wäre er beinahe schon viermal ertrunken, und auf der Jagd in den schottischen Mooren, hatte er, anstatt Rebhühner, sich zwei Finger weggeschossen. Eine Vorliebe ferner für die edle Feuerwerkerei hatte ihn eines großen Theiles seiner Haare und gänzlich seiner Augenbrauen und seines Bartes beraubt. Was endlich seine verschiedenen Eisenbahnunfälle betrifft, so ließe sich darüber ein ganzes Buch schreiben.

Nachdem er nun so zwei Elemente, Wasser und Feuer hinlänglich versucht, kam ihm einstens der glückliche Gedanke, daß es noch ein drittes, - die Luft, gäbe, welches für ihn unmöglich gefährlicher als die anderen sein könnte. Demgemäß hatte er sich ein Jahr zuvor, als er noch auf seinem Gute in Devonshire lebte, einen großen Luftballon gekauft, und - es ist unglaublich, aber wahr - hatte mir demselben schon verschiedene Ausflüge gemacht, von denen er mit heiler Haut zurückgekommen war. Heute nun hatte er im Sinne mit seinem Ballon über die Insel hin bis nach Belfast zu fliegen. Ein Freund in London, der sich gerade auf einer Fischpartie nach Irland befand, hatte ihm versprochen, die Fahrt mitzumachen, schien aber die Courage verloren zu haben, denn - er kam nicht.

In keiner Weise dadurch entmuthigt oder gestört, war Mr. Hall eben im Begriff, in die Gondel seines Ballons zu steigen, als ein großer, sehr kräftig gebauter Mann von feinem Aussehen auf ihn zuschritt und höflichst grüßend sagte: „Dürfte ich Sie mit einer Frage belästigen?“

[390-b] „Mit Vergnügen.“

„Ist es wahr, daß Sie nach Amerika zu gehen gedenken?“

„Nein, nur nach Belfast, so es Wind und Wetter erlauben.“

„Belfast,“ wiederholte langsam der Fremde mit etwas ausländischem Accent. - „der Norden von Irland. - Nun gut, das ist gerade die Richtung, welche ich auch einzuschlagen habe, weil ich aber zu Lande zu reisen hasse, so erlaube ich mir, Sie zu bitten, mich als Reisegefährten anzunehmen.“

Mr. Hall zögerte einen Augenblick. Da er jedoch herzlich wünschte, Jemanden als Begleiter auf seiner kühnen Fahrt zu haben und gegen die Person des Fremden durchaus keine Einwendung zu machen hatte, so gab er seine Zustimmung. Nur bemerkte er dem Fremden, daß sein Anzug für die kalten Regionen, die sie zu durchstreichen hätten, zu leicht sein dürfte.

„Bah!“ war die Antwort, „ich bin schon durch manches andere Klima gekommen, und bin, gottlob, nicht weniger als empfindlich.“

„Nun so kommen Sie,“ sagte Mr. Hall, die athletische Gestalt des Fremden mit den Augen messend, - „kommen Sie! die Gondel ist groß genug für uns Beide.“

Rasch hatte sich Jeder ein Plätzchen zurecht gemacht, und das Zeichen zum „Loslassen“ wurde gegeben.

Die 15 Mann, deren Hände die straff angezogenen Stricke festhielten, verlangten nichts Besseres, und in einem Nu flog der Ballon in die Lüfte, begleitet von dem Händeklatschen und dem Geschrei der versammelten Menge.

„Ah! wie herrlich!“ rief Mr. Hall! - „nicht wahr?“

Als er hierauf keine Antwort erhielt, schaute er sich nach seinem Gefährten um. Derselbe lag, die Hände krampfhaft an die Stricke des Ballons geklammert, beinahe platt auf dem Leibe. Sein Kopf hing schlaff über den Rand der Gondel, während sein Blick ausdruckslos hinabstarrte.

„Haben Sie Furcht?“ fragte Mr. Hall theilnahmsvoll.

Keine Antwort.

Unterdessen stieg der Ballon mit rasender Geschwindigkeit aufwärts, und in kurzer Zeit hatten sie die Wolkenregionen erreicht.

Mr. Hall wandte sich jetzt von Neuem zu seinem Gefährten. Dieser befand sich noch ganz in seiner früheren Lage.

„Sind Sie unwohl?“ sagte der Luftschiffer, ihn leicht am Arme schüttelnd.

Wieder keine Antwort. Immer noch derselbe todte, starre Blick.

Schon waren sie jetzt in ungeheurer Höhe angekommen. Unter ihnen lagen die Wolken, über ihnen die brennende Sonne, und um sie herum ein endloser, unbegrenzter Raum.

Plötzlich sprang der Fremde auf. Sein Gesicht war bleich, wie das eines Todten.

„Rascher! rascher!“ rief er mit gebieterischem Tone und warf zugleich drei der mit Sand gefüllten Säcke, die als Ballast dienten, über Bord. „Ha!“ fuhr er mit unheimlich [391-a] klingender Stimme weiter, „das ist eine Art zu reisen; die Schwalben, und sogar den Adler werden wir einholen. - So aufgereggt fühlte ich mich nie, selbst nicht, als ich noch in den Abruzzen die Büchse in der Hand auf Reisende lauerte. - Damals war es ihr Leben, das Gefahr lief, jetzt ist es das meine.“

„Sehr hübsch,“ dachte der Besitzer des Ballons, - „es scheint, ich befinde mich in Gesellschaft eines italienischen Banditen.“

Der Ballon stieg immer noch mit grauenhafter Schnelle.

„Besser ist's, mit den Elementen zu kämpfen, als mit Zollhausoffizieren,“ murmelte der Fremde halblaut, und warf wieder einige der Säcke hinaus.

„Um Gotteswillen,“ rief Mr. Hall, indem er die Hand auf seines Gefährten Arm legte, „bleiben Sie an Ihrem Platze. – Unser Leben steht auf dem Spiele. – Schon muß ich, um Ihre Unklugheit wieder gutzumachen, einiges Gas herauslassen.“

„Wie geschieht das?“ fragte der Fremde neugierig.

„Ich ziehe diesen Strick an, der mit der Klappe des Ventils in Verbindung steht.“

„Und wenn Sie dies Hilfsmittel nicht hätten, was wäre die Folge davon?“

„Wir würden steigen und steigen bis Alles zerbersten würde.“

Der Fremde verfiel einen Augenblick in tiefe Gedanken, dann zog er rasch ein langes Messer und zerschnitt, so hoch als er hinauf langen konnte, den Strick der Klappe.

„Rascher, rascher!“ rief er von Neuem, wüthend an den Seilen des Ballons rüttelnd.

Der Mann war ein Riese im Vergleich zu Mr. Hall, der, da er wohl einsah, daß er mit Gewalt nichts auszurichten im Stande wäre, sich auf das Bitten verlegte.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie sind sicher Christ und unsere Religion verbietet den Mord.“

„Rascher, rascher!“ brüllte der Riese, und mit nerviger Faust den Rest der Sandsäcke packend, schüttete er ihren Inhalt auf die unter ihnen dahinstreichenden Wolken.

Mr. Hall fiel auf die Kniee nieder. „Ah!“ rief er verzweiflungsvoll aus, „wenn Ihnen auch nichts mehr an Ihrem Leben liegt, so schonen Sie wenigstens das meine. Haben Sie Mitleid! Ich bin jung, reich und glücklich! Ich habe noch eine Mutter und eine Schwester – in ihrem Namen flehe ich Sie an, nur Ihre Hand nach der Klappe auszustrecken, um ein wenig Gas aus dem Ballon zu lassen, was und Beide von einem fürchterlichen Tode retten wird.“

„Unsinn! wir kommen ja gar nicht weiter!“ versetzte der Fremde, riß seinen Rock herunter und schleuderte ihn hinaus.

„Jetzt ist's an Ihnen,“ rief er, und ehe sich der arme Hall nur widersetzen konnte, hatte er ihm auch den Rock vom Leibe gezogen und dem seinen nachgeworfen.

Der Ballon, dessen rasenden Flug nichts hemmte, fuhr indessen fort, immer höher und höher zu steigen.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Fremde, „während wir so hübsch im Begriffe sind, in den Himmel zu fahren, werde ich Euch ein Geschichtchen erzählen.“

Mr. Hall rührte sich nicht mehr; schon strömte ihm in Folge der außerordentlichen Dünne der Luft das Blut aus Augen und Ohren.

„Hört zu! Vor drei Jahren bewohnte ich Madrid; [391-b] ich war Wittwer und lebte allein mit meiner Tochter, einem reizenden blauäugigen Engel mit prächtigem langen Haar.

Eines Tages war ich früh von Hause weggegangen, und als ich Abends heimkam, fand ich mein Kind, meine theure Lucia, nicht mehr! Banditen waren während meiner Abwesenheit in mein Haus gedrungen und hatten mir mein Theuerstes geraubt.

Seit dieser Zeit durchstreifte ich rastlos ganz Europa, um mein Kind zu finden – aber Alles ist vergebens! – Im Norden von Irland jedoch, da könnte sie sein! Habt Ihr vielleicht ein Zündhölzchen bei Euch?“

Der arme Hall schüttelte mit dem Kopfe.

„Auch nicht! O, wenn ich nur eines hätte, ich würde den ganzen Ballon anzünden, und durch's Zusammenbrennen müßte er doch leichter werden. Als Ihr mich heute früh saht, war ich eben daran, die dummen Gesichter der Menge zu mustern, in der Hoffnung, das des verfluchten Räubers meines Kindes darunter zu entdecken – aber vergebens!“

Daß sein Reisegefährte vollständig verrückt war, hatte der unglückliche Hall längst mit Entsetzen bemerkt. Da – o gütiger Himmel – schien ihm plötzlich ein rettender Gedanke zu kommen.

„Wie ist Euer Name?“ fragte er den Wahnsinnigen.

„Luigi Toreno!“

„Wie! Ihr wäret Luigi Toreno!“

„Der bin ich!“

„O, dann weiß ich, wo der Räuber Eures Kindes zu finden ist – wir sind nun gerade über dem Orte – öffnet die Klappe des Ventils, und in kurzer Zeit werdet Ihr Eure Lucia in die Arme schließen.“

„Nein, nein! Ihr täuscht mich, guter Freund! Meine Lucia ist im Himmel, nicht auf der Erden; verflossene Nacht erschien sie mir im Träume und sagte es mir. Deshalb muß ich immer höher und höher hinauf, denn nur dort kann ich sie finden. Kommt, helft mir dabei! Laßt uns mit der ganzen Kraft unserer Lungen blasen; da wir doch unten sind, so muß dies den Ballon in die Höhe treiben. Also blast, Freund, blast!“

Mr. Hall suchte vergebens sich zu erheben.

„Bei meiner Seele, wir kommen gar nicht vom Flecke,“ heulte der Riese. „Auf! steigt auf meine Schulter und schiebt am Ballon. Wir müssen hinauf!“

Mit diesen Worten packte er den halbtodten Hall und hob ihn wie ein Kind über den Kopf.

„Jetzt d'rauf los! Schiebt! schiebt!“

Der Unglückliche suchte zu gehorchen, aber das von seinen Augen niederrieselnde Blut blendete ihn. Ein schreckliches Klagen und Summen erfüllte sein Ohr; Blitze schienen vor ihm zu zucken.

„Nun?“ schrie der Wahnsinnige, „will es nicht gehen?“

In diesem Augenblick berührte Mr. Halls zitternde Hand zufällig den Strick des Sicherheitsventils. Mit Aufgebot seiner letzten Kraft zog er ihn an. Zischend strömte das Gas durch die geöffnete Klappe und rasch begann der Ballon auf die Wolken niederzusinken.

„Ah!“ rief Toreno, „anstatt den Ballon aufwärts zu schieben, wie ich Euch gebot, drückt Ihr ihn herab! Aufwärts! sage ich Euch, aufwärts!“

„Ihr seht ja, daß ich es aus Leibeskräften thue.“

„Nein! nein! denn hier zeigt sich schon die Erde wieder!“

„Das kommt daher,“ stöhnte der arme Hall, „daß die Wolken sich nach den oberen Regionen ziehen!“

[392-a] „Gut,“ rief der Verrückte, indem er Hall auf den Boden niederlegte, „das wollen wir auch! Und um den Ballon leichter zu machen, laßt uns Alles über Bord werden!“

„Wir haben ja nichts mehr!“

„Nichts mehr?“ fragte der Wahnsinnige, seinen Gefährten scharf anblickend. – „Wie viel wiegt Ihr?“

Den unglücklichen Hall traf diese Frage wie ein betäubender Schlag.

„O, sehr wenig! Nichts, das nur im Geringsten etwas ausmachen könnte – eine unbedeutende Kleinigkeit!“

„Eine unbedeutende Kleinigkeit? – nun, auch die ist von Gewicht.“

Das Ungeheure der Gefahr gab unserm Aeronauten seine Geistesgegenwart wieder.

„Mein Freund,“ sagte er, „Eure Tochter ist nicht todt – ich sah sie erst vorige Woche in der Nähe von Belfast. Sie lebt bei einer Familie, die sie liebt und wie ihr eigenes Kind behandelt. In ganz kurzer Zeit werdet Ihr, wenn Ihr mir erlaubt, den Ballon fallen zu lassen, bei ihr sein.“

Der Wahnsinnige starrte ihn wild und ungläubig an.

„Ja“, fuhr Mr. Hall eifrig fort, um den Eindruck zu benutzen, den er auf ihn gemacht zu haben schien, „Ihr werdet sie wiedersehen, Eure Lucia, mit weitgeöffneten Armen wird sie Euch entgegenneilen, und lustig wird ihr goldenes Haar im Winde“ - - -

„Ihr lügt, Ihr lügt! Lucia's Haar ist so schwarz wie Ebenholz. Ihr habt sie nie gesehen! Wie viel wiegt Ihr?“

„O, beinahe nichts. Nur ein paar Pfund!“

Der Wahnsinnige ergriff ihn mit beiden Händen und hob ihn über den Rand der Gondel; einen Augenblick später [392-b] – und er würde ihn in die unermeßliche Tiefe geschleudert haben.

„Toreno!“ rief der Unglückliche, „Ihr wollt höher hinauf?“

„Ja!“

„Euer Wunsch ist, den Ballon leichter zu machen?“

„Ja, ja!“

„Und wie viel wiegt Ihr selbst?“

„Zweihundert Pfund!“

„Gut, so stürzt Euch selbst hinab, und der dadurch ungeheuer erleichterte Ballon wird mit solch' unglaublicher Raschheit aufsteigen, daß er bald an den Himmel stoßen muß!“

Der Wahnsinnige besann sich einige Augenblicke.

„Das ist wahr,“ sagte er; „Ihr habt Recht!“ und seine Hände ließen Hall los.

„Mein Schöpfer!“ rief er dann, einen letzten wilden Blick um sich werfend, „ich komme zu Dir. Bei Dir allein werde ich mein Kind, meine Lucia wiederfinden!“ und mit einem verzweifelten Satze über Bord springend, verschwand er.

* * *

Der Ballon und sein Besitzer kamen glücklich unten an. Der Letztere jedoch lag viele Wochen lang im heftigsten Fieber da.

Als er wieder zu sich kam, war sein Erstes, daß er Befehl gab, sein gefährliches Spielzeug um jeden Preis zu verkaufen; und jetzt, nachdem schon so manches Jahr darüber vergangen, ein treues Weib an seiner Seite, und ein blühender Kreis Kinder um ihn stehen, denkt er noch oft mit Schauern an seine letzte Luftfahrt.

Thomas Schwettmann hat im Diskussionsforum der Karl-May-Stiftung am 14.03.2005 ausführlich dargestellt, dass diese Kurzgeschichte „Eine grausige Luftfahrt“ durchaus von Karl May verfasst sein könnte.

[398-a]

Wie man zu einer Frau kommen kann.

Die, dieser Erzählung zu Grunde gelegte, wahre Begebenheit spielte im Anfange der dreißiger Jahre.

Da die Betheiligten noch unter den Lebenden wandeln, darf ich, um mir nicht den Vorwurf der höchsten Indiscretion zuzuziehen, natürlich die richtigen Namen nicht angeben. Das thut indessen nichts zur Sache.

Es ist ja gleich, ob ein Herr von X oder Y die Hauptrolle spielt, – die Hauptsache bleibt immer das Faktum selbst.

Es war also, wie schon gesagt, im Anfange der dreißiger Jahre, an einem recht schönen Junimorgen, etwa gegen 6 Uhr, als zwei Husaren Offiziere der Garnison Creutzburg in Ober-Schlesien zu Pferde das Städtchen verließen.

Sie mußten einen weiten Ritt vorhaben, denn ein Jeder hatte einen stramm gefüllten Mantelsack hinten aufgeschnallt, und aus der Pistolenhalfter des einen schaute sogar verrätherisch ein Sporenrad hervor, das sichere Zeichen, daß daran an Stiefel, wahrscheinlich ein Ballstiefel hing.

Und so war es in der That. Die beiden Husaren-Offiziere, die wir von Weben und von Lang nennen wollen, ritten in die Gegend von Breslau, um dort die silberne Hochzeit der Eltern des Erstgenannten feiern zu helfen.

Herr von Weben, der Vater, besaß in der genannten Gegend ein reiches Rittergut.

Sein Sohn hatte den ihm befreundeten von Lang zur Theilnahme an dem freudigen Familienfeste aufgefordert, der Herr Kamerad hatte natürlich zugesagt, und so hatten sich Beide in der Frühstunde auf den Weg gemacht, um die Tour, circa 12 Meilen, zu Pferde zurückzulegen.

In damaliger Zeit nützte der Cavallerie-Offizier seine Pferde auch ordentlich ab, und machte seine Besuche meistens zu Pferde. Heute hat der Herr Lieutenant gewöhnlich seine Pferde mit bandagirten Knochen im Stalle stehen, um sie nicht anzustrengen.

Das soll indessen kein Vorwurf für die heutige Cavallerie sein; was dieselbe, und an ihrer Spitze die Offiziere, zu leisten vermag, hat sie *anno* 1866 und 1870-71 zur Genüge gezeigt. Es ist eben nur der Geist der Zeit, der sich hierin abspiegelt.

Doch zurück zu unserer Geschichte.

Als die beiden Offiziere das Städtchen und sein schlechtes Pflaster verlassen hatten, lag vor ihnen ein breiter Sandweg, den sie auch sofort zu einem kurzen Reisettrapp benutzten. Wir haben indessen Zeit, dieselben ein wenig näher zu betrachten.

Von Weben war ein noch junger Mann, kaum 24 Jahre alt, der einzige Sohn seiner reichen Eltern, der nur ein paar Jahre dienen wollte, um eben Offizier gewesen zu sein, dann aber das schöne Gut seines Vaters übernehmen sollte. Er war deshalb auch eine sehr gern gesehene Person bei allen Müttern, welche heirathsfähige Töchter besaßen, und deshalb von manchen Kameraden beneidet.

Im Uebrigen hatte er blonde Haare und eben solches Bärtchen, hellblaue Augen und ein äußerst gutmüthiges Aussehen.

Sein Hauptcharakterzug war indessen eine unüberwindliche Schüchternheit, sobald er sich in Gesellschaft des schönen [398-b] Geschlechts befand, weshalb er denn auch eine gute Portion Neckereien zu bestehen hatte.

Sein Kamerad von Lang war ungefähr gerade das Gegentheil von ihm: schwarze Haare, eine stattliche Figur und kühnes Aeußere, war er ein schmucker Husaren-Offizier zu nennen. Er war einige Jahre älter als Weben, hatte keine Eltern mehr und mußte sich mit einer kleinen Zulage durchhelfen, die ein alter Onkel dem etwas leichtsinnigen Neffen zukommen ließ. Dabei war er aber, was man eine „gute Seele“ nannte; allerort beliebt und gerngesehen und bei allen Gelegenheiten der Tonangeber.

Weben hatte ihn auch hauptsächlich deswegen aufgefordert, an dem Familienfeste theilzunehmen; das Abends sollte gespielt und getanzt werden, und da gab es Niemanden, der die Arrangements besser verstand als unser Lang. Doch dieser hatte, nebenbei gesagt, auch einen Zweck, als er die Einladung Webens annahm. Dieser hatte nämlich eine bildhübsche Schwester – doch das gehört nicht hierher und hat mit unserer Geschichte Nichts zu thun. Für heute ist Weben allein unser Held, und sein Kamerad ist in unserer Erzählung nur Staffage. Doch kehren wir zu unseren Reitern zurück.

Dieselben ritten beinahe stillschweigend abwechselnd Trab und Schritt die beiden ersten Meilen bis in die Gegend von Canstadt.

„Weißt Du, Herr Bruder, ein kleiner Imbiß würde hier Nichts schaden,“ – hub von Lang endlich an, indem er mit der Reitpeitsche auf das vor ihnen liegende Städtchen deutete, – „ich bin mit ziemlich leerem Magen von Creutzburg fortgeritten, und so dünkte ich, machten wir hier einen kleinen Halt!“

„Warten wir doch lieber bis Namslau, dort haben wir im Schützenhause einen guten Ungar, und finden auch, wenn die Schwadron vom Exerciren schon eingerückt ist, gewiß die Kameraden,“ wendete Weben ein.

„Na, wie Du willst, Bruderherz,“ – gab Lang zur Antwort – „also Escadron Trab.“ Und weiter ging es auf sandiger Straße, bis vor Namslau. Hier trafen sie auf die daselbst in Garnison liegende Escadron ihres Regimentes, die – heute etwas verspätet – zum Exerciren ausrückte.

Unsere beiden Lieutenants meldeten sich bei dem Escadronchef und erzählten auf Befragen den Zweck ihrer Reise.

„Ja, da brauchen die Herren aber gar nicht durch Namslau durch“ – erklärte der Rittmeister – „hier links geht ein Weg ab, auf dem Sie mindestens eine halbe Meile abkürzen. Ich werde Ihnen Jemanden mitgeben, der Ihnen den Weg genau zeigt. Unteroffizier Krause!“

„Herr Rittmeister!“ ertönte es aus der Escadron, und Krause kam im Galopp an die Offiziere herangesprengt.

„Zeigen Sie den Herren Offizieren den nahen Weg nach Bernstadt,“ befahl der Rittmeister – „Sie reiten so weit mit, bis die Herren nicht mehr fehlen können, und kommen dann im ruhigen Schritte zurückgeritten. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

[399-a] „Nun wünsche ich glückliche Reise und viel Amusement“ – verabschiedete er sich, und sprengte, noch ehe unsere Bekannten etwas erwidern konnten, zu seiner etwas vorangerittenen Escadron zurück.

Unteroffizier Krause that was ihm befohlen, zeigte den näheren Weg und wurde mit einigen gütigen Worten alsdann entlassen.

„Schockschwerebrett!“ rief auf einmal Lang aus, „da sind wir ja um unser Frühstück gekommen! Weiß Gott, ich hatte nicht einmal Zeit, den Wegweiser des Rittmeisters abzulehnen, so rapide wurde derselbe angeboten und gestellt, und nachher habe ich es selbst vergessen. Das geht aber nicht so; ich reise ohne Frühstück nicht weiter, denn wenn ich nicht ordentlich gefrühstückt

habe, schmeckt mir auch das Mittagessen nicht. Wir haben höchstens 20 Minuten bis zur Stadt, also „Keht marsch!“ in's Schützenhaus.“

„Aber lieber Freund,“ wendete Wegen ein, „bedenke doch den Zeitverlust, wenn wir jetzt noch einmal umkehren; wir kommen dann gerade in die größte Mittagshitze hinein ...“

„Ach, das ist mir gleichgiltig! Ich bin mit leerem Magen nicht zu gebrauchen; also thue mir den Gefallen und mache keine Einwendungen. Ich kann in dem Zustande nicht noch zwei Meilen bis Bernstadt reiten; da bin ich dann den ganzen Tag kaput und Abends nicht zu gebrauchen.“

„Halt! Ich habe eine andere Idee,“ rief Weben, dem daran lag, seinen Freund bei guter Laune zu erhalten, „kaum eine Viertelstunde von hier liegt Dondorf, das Gut der Baronin Minschwitz, siehst Du, dort sieht man das Schloß schon durch die Bäume schimmern. Reiten wir dort heran und bitten die Baronin um eine Butterschnitte. Sie ist immer so liebenswürdig gegen mich, und wird uns den Gefallen schon thun.“

„Ja! Ja! Das ginge schon, aber, wie unangenehm, ich habe noch nie einen Besuch dort gemacht, weil die Baronin keine Gesellschaften giebt, und ihre Töchter auch nicht mehr in der ersten Blüthe sind.“

„Weißt Du, Herr Bruder, der alte Minschwitz ist nicht in den besten Verhältnissen gestorben, und da kann sich die Baronin auch nicht auf große Feste einlassen. Indessen ein Butterbrod werden wir schon bekommen. Was Deinen Einwand wegen des unterlassenen Besuches betrifft, so brauchst Du Dir deswegen keine Scrupeln zu machen. Ich werde schon um etwas Frühstück bitten, ich bin ja bekannt dort.“

„Ja, wenn Du es nur herausbringst, Du Hasenfuß bei Frauenzimmern,“ lachte Lang dazwischen. „Na also „man druf“, wie der alte Blücher sagte. Aber Dir bleibt es allein überlassen, uns wegen der unschicklichen Besuchsstunde zu entschuldigen und um das Frühstück zu petitioniren.“

„Verlaß Dich darauf, Bruderherz, ich werde Alles bestens besorgen,“ – versicherte Weben schon etwas kleinlauter, denn ihm war bei dem Gedanken, allein das Wort in einer Damengesellschaft zu führen, schon grauslich zu Muthe. Ein kleiner Trab brachte alsdann die Offiziere schnell an das schon altersschwache Landschlößchen, vor dessen Hausthür unter einer schattigen Linde die Frau Baronin mit ihren beiden Töchtern in ländlicher Morgentoilette bei einer Handarbeit saßen.

Die Baronessen hatten bei dem unerwarteten Erscheinen der beiden Offiziere nichts Eiligeres zu thun, als weg zu laufen, um sich in eine mehr standesgemäße Toilette zu werfen. Nur die Baronin rückte sich schnell die Morgenhaube zurecht und ging den Gästen entgegen.

[399-b] „Ah, das ist in der That eine sehr unerwartete Ueberraschung,“ begann sie das Gespräch, „ich freue mich sehr, die Herren bei mir begrüßen zu können. Bitte nur abzusteigen und die Pferde abzugeben.“

„Nun, mein lieber Lieutenant von Weben,“ fuhr sie fort, „wir haben Sie so lange nicht gesehen und Sie recht vermißt, doch nun bleiben Sie gewiß recht lange hier, um Ihr Wegbleiben wieder gut zu machen, nicht wahr?“

„O nein, gnädigste Baronin,“ antwortete Weben schüchtern, „wir sind nur auf ein paar Augenblicke hier – wir sind auf der Reise nach dem Gute meiner Eltern, die heute ihre silberne Hochzeit feiern.“

„Das ist schön, und da wollten Sie bei einer mütterlichen Freundin nicht vorbeireiten, ohne ihr einen guten Morgen zu bieten, das ist sehr liebenswürdig von den Herren; aber ich bitte, in's Haus zu treten, meine Töchter werden gleich erscheinen. Bitte, lieber Herr von Lang, bitte, lieber Weben, nur einzutreten.“

„Ein guter Cavallerist sieht immer zuerst nach den Pferden,“ entschuldigte sich Herr von Lang. „Gnädigste gestatten daher, daß ich meinen Braunen selbst nach dem Stall geleite. Nach Deinem Emir werde ich auch sehen,“ wendete er sich an Weben, „brauchst Dich darum nicht zu kümmern, und“ – setzte er leise hinzu – „mache mittlerweile die Sache wegen des Frühstücks ab.“

Die Baronin ging also mit Weben allein in's Haus, und nöthigte ihn in die Wohnstube. Nach einigen schüchternen Bemerkungen über das Wetter erinnerte sich dieser auch an den Zweck seines Besuches und begann folgendermaßen:

„Meine gnädigste Frau! Ich habe eine recht große Bitte an Sie! Ich weiß aber nicht, ob ich es wagen darf –“

„O, wagen Sie immerhin, mein lieber Weben,“ lächelte die Baronin, „ich glaube kaum, daß ich Ihnen eine Bitte abschlagen könnte.“

„Sehr gnädig – ich bin in der That sehr befangen, ich war noch nie in der Lage, um so etwas zu bitten – ich möchte nämlich – das heißt, ich wollte –“

„Nun heraus damit, mein lieber Lieutenant, ein Offizier muß Muth besitzen, das Schlimmste zu bekennen. Und wenn mich mein mütterliches Auge nicht trügt, so ist das, um was Sie bitten wollen, nichts Schlimmes. Ich gebe es Ihnen gern, mein Freund, also bitten Sie!“

„O gnädige Frau, Sie sind zu gütig. Wenn Sie mich indessen schon verstanden haben, so bitte ich, mir das Weitere zu erlassen – es wird mir so schwer, um so etwas zu bitten!“

„Da haben Sie recht, alles Uebrige ist überflüssig. Ich verstehe Sie, mein lieber Weben. Ich eile, Ihnen den Gegenstand Ihrer Sehnsucht zu holen.“

Damit stand die Baronin freudestrahlend auf, warf Weben noch einen süßen Blick zu und verließ das Zimmer.

„Na, Gott sei Dank, daß die Sache glücklich überstanden ist,“ sprach Weben zu sich, „die Baronin strahlte ja förmlich vor Vergnügen, mir diesen unbedeutenden Gefallen thun zu können. Ist das eine gute Dame.“

In einem derartigen Selbstgespräch noch begriffen, öffnete sich auch schon wieder die Thür, und die Baronin trat ein, an der Hand ihre älteste Tochter Julie, eine etwas schwächliche Blondine mit großen blauen Augen und nicht mehr in den jüngsten Jahren.

[400-a] „Hier, mein lieber Weben, übergebe ich Ihnen den Gegenstand Ihrer Sehnsucht,“ redete die Baronin der Verdutzten und vor Schreck völlig Sprachlosen an, und führte ihm die holderröthende Julie zu. „Ich hatte schon lange bemerkt, daß Sie meine Tochter gern sahen, und freue mich, Ihnen sagen zu können, daß auch sie unseren hübschen Weben in Gedanken hatte. – Na Kinder, steht nicht so schüchtern da, und gebt euch den Brautkuß, wie es sich gehört.“

Damit preßte sie die holde Julie an den noch immer sprachlosen und vor Schreck halb ohnmächtigen Weben an, umschlang beide mit ihren Armen und sprach den mütterlichen Segen.

Unser guter Weben war in der furchtbarsten Situation seines Lebens. Statt eines Frühstücks im Magen, hatte er eine Braut in den Armen, an die er nie gedacht hatte. Er, der jedes andere hübsche Mädchen bekommen hätte, sollte auf einmal die ihm höchst gleichgiltige, in seinem Alter stehende und fast verblühte Julie zur Braut nehmen. Der Gedanke war zu entsetzlich. Sein Inneres

sträubte sich dagegen und schon wollte er seine ganze Courage zusammennehmen, um das furchtbare Mißverständniß aufzuklären, da – fiel sein Blick auf Julie, die noch immer hold erröthet in seinen Armen lag und ihm, trotz bräutlicher Scham, Blicke der tiefsten Liebe und Dankbarkeit zuwarf.

Da sträubte sich denn wieder sein gutes Herz, dem armen Mädchen eine solche Blamage anzuthun, und er machte gute Miene zum bösen Spiel und besiegelte sein unfreiwilliges Verhältniß durch den ersten Kuß, der ihm auch mit voller Innigkeit wiedergegeben wurde. Da – öffnete sich die Thür abermals, und vor dem umschlungenen Paare und der segnenden Mutter steht, sprachlos vor Ueberraschung, Lieutenant von Lang. –

„Na, das ist wahr!“ platzte er endlich heraus, „das hätte ich auch heute nicht für möglich gehalten, man kann also gratuliren, wie ich sehe.“

„Jawohl, mein lieber Herr von Lang,“ bestätigte die Baronin, „Herr von Weben ist seit fünf Minuten der glückliche Bräutigam meiner glücklichen Julie! Ein gutes Beispiel für alle ...“

„In der That, in der That,“ unterbrach von Lang ihren Redefluß, „aber dieser Heuchler, dieser Weben, wer hätte so etwas von ihm geglaubt! Thut, als ob er in Gegenwart [400-b] von Damen nicht drei zählen könnte, und verlobt sich in gerade soviel Minuten, als ein Anderer Monate dazu gebraucht. Ist aber unrecht von Dir, Bruderherz, daß Du Deinem besten Freunde Nichts davon gesagt hast. Na, aber gratulire nochmals herzlich, gnädiges Fräulein, und auch Dir, alter Junge! Na, das wird zu Hause eine Ueberraschung geben!“

Bei diesen Worten seines Freundes überlief es unsern guten Weben eiskalt. Was würden die Eltern zu seiner plötzlichen Verlobung sagen? Er wußte zwar, daß sie ihm bei seiner Wahl ganz freie Hand ließen, aber die Situation war doch zu gräßlich, um so mehr, als er sich bewußt war, den ganzen Vorgang verschweigen zu müssen, um sich und seine künftige Frau nicht dem allgemeinen Gelächter preiszugeben.

Um mit sich und seinen Gedanken erst in's Klare zu kommen, schützte er die weite Tour nach Hause vor, und beschleunigte den Aufbruch. Ihm war der Appetit zum Frühstück vergangen, aber sein Kamerad nahm die mißglückte Fouragierung doch ernster auf und schimpfte bis Bernstadt weidlich auf den Herrn Bruder, der ihn so sehr getäuscht, und statt ihm ein Frühstück, sich selbst eine Braut verschafft hatte.

Als er aber nach einer Stunde in Bernstadt im Adler hinter der Flasche saß, wurde seine Laune auch wieder besser und er brachte eine Gesundheit nach den andern auf das neue Brautpaar aus, welche Weben ziemlich einsilbig erwiderte.

Am gleichen Tage, ermuntert durch das Beispiel seines Kameraden, gestand auch Lang der schönen Schwester Webens seine Liebe und bat um ihre Hand, und die Doppelverlobung wurde mit der Silberhochzeit zugleich gefeiert. Ob Weben nun seinen Kameraden und Schwager *in spe* über sein seltsames Mißgeschick aufgeklärt hat, ist mir nicht bekannt; soviel aber ist sicher, daß er nach einem Jahre seine holde Julie wirklich zum Altare führte und lange Zeit mit ihr in einer durch keine Leidenschaften getrüben, glücklichen Ehe lebte, die durch mehrere Sprößlinge gesegnet wurde. Später einmal aber muß er doch, vielleicht in einer Weinlaune, geplaudert haben, denn sonst wäre es mir ja nicht möglich gewesen, meinen Lesern hier zu erzählen, wie man auf diesem gewiß ungewöhnlichen Wege zu einer Frau kommen kann.

Eine herrliche Arznei.

Im gesegneten Schwabenlande giebt es noch gar Manchen, der sein Lebtag nicht krank gewesen oder nur wenig Speisen aus der lateinischen Küche bekommen hat.

Zu diesen Glücklichen gehörte auch der Hansjörg von Michelhausen, bis sich bei ihm eines Tages gar bedenkliche Anzeichen irgend einer Krankheit einstellten. Es war ihm plötzlich im Leib nicht mehr recht wie sonst, und seine stets große Lust zum Essen und Trinken war wie weggeblasen. Der Hansjörg machte sich nicht viel daraus, „es wird sich schon wieder geben,“ sagte er.

Aber sein Weib, die Käthe, betrachtete die Sache ganz anders. Mit Schrecken dachte sie an die Möglichkeit, der Hansjörg könnte über Nacht sterben. Das wäre ein harter Schlag für sie gewesen, denn sie war sehr wohl mit ihm zufrieden und fest überzeugt, daß ein Ersatz für ihn gar nicht oder nur sehr schwer zu finden gewesen wäre. Sie besann sich daher keinen Augenblick, sondern schickte sogleich den Knecht in die Stadt zum Doctor, er möchte doch gleich kommen und nach ihrem Manne gucken, der auf den Tod krank sei und kein Brösele mehr essen mög'.

Nach einigen Stunden kam der Doctor angefahren. Er fand den Hansjörg mit zundelrothem Gesicht in der großen Himmelbettlade liegen, zugedeckt bis an die Zähne.

Mit bedenklicher Miene, die der Hansjörg ängstlich betrachtete, untersuchte der Doctor den Puls.

„Nicht zum Besten!“ brummte der Doctor kopfschüttelnd. Und wieder ergriff er den Puls, dessen Schläge er, auf seine große, goldene Secundenuhr schauend, pünktlich zählte.

„Er hat zu viel gegessen,“ sagte nun bestimmt und streng der Arzt zu dem erstaunten Hansjörg „und dazu einen sehr schnellen und hitzigen Trunk gethan. Hansjörg, ich sag' Ihm, nehm' Er sich diesmal in Acht und bleib Er fein im Bett! Ich will Ihm zwölf Blutegel verschreiben, auf die wird es wohl besser werden. Wird es nicht besser, so schick' Er nur gleich wieder zu mir. Sein Knecht kann gleich mitfahren und die Blutegel holen.“

Die Käthe, die dabei stand, athmete leicht auf. Der Doctor hatte gottlob nichts vom Sterben gesagt.

Gegen Mittag brachte der Knecht die Blutegel. Lange betrachtete sie die Käthe. Sie wußte im Augenblick nicht, was sie damit anfangen sollte, denn die Art, wie man sie gewöhnlich zu gebrauchen pflegt, war ihr gänzlich unbekannt. Die Sache litt aber keinen Aufschub, der dem Hansjörg nur unheilbringend sein konnte. Deshalb entschloß sie sich schnell. „Der Doctor,“ sagte sie vor sich hin, „ist doch ein gar gescheidter Mann; weil der Hansjörg fast gar keinen „Appetit“ mehr hat und die Bauernkost nicht recht vertragen kann, so [413-b] hat er ihm die kleinen weichen Dinger verschrieben, daß sie ihm kein Loch in den Magen drücken. Der Doctor verschreibt doch nur zum Einnehmen“ – dachte die Käthe, „mit den kleinen Dingen wird's auch nicht anders sein!“

Somit ging die besorgte und geschäftige Bäuerin in die Küche und schürte ein gewaltiges Feuer an. Ueber das setzte sie die Pfanne, in welche sie einen mächtigen Klumpen Schmalz legte, und als dieses geschehen [geschmolzen?] war, die Blutegel hineinwarf. Hei! wie fuhren die Kerle in dem ungewohnten Elemente umher. Hätte sie schreien können, sie hätten gebrüllt wie die Ochsen und geschimpft und getobt über solche barbarische Behandlung. Aber die armen Burschen konnten sich nur erbärmlich winden und krümmen in der heißen Brühe und sich aufblähen vor Schmerz und Ingrimm. Alle ihre fürchterlichen Verwünschungen gegen die einfältige Bäuerin bestanden nur in schmerzlichen, pfeifenden Seufzern, die sich in dem Zischen und Prasseln des Schmalzes verloren und von der Käthe gar nicht beachtet wurden, denn dieser lag nur die baldige Genesung ihres Hansjörg am Herzen. Endlich wurde es stiller und ruhiger in der Pfanne. Mit prüfendem Blick schaute die Käthe hinein und freute sich herzlich, als die zwölf Blutegel so gar schön aufgegangen waren und geduldig in der Pfanne schmorten. Zwar war der Anblick der fetten, braunen, todten Gesellen kein besonders einladender, und die Käthe hätte um keinen Preis einen versucht. Aber es freute sie doch; galt ja das gelungene Werk ihrer Kochkunst dem Hansjörg! –

„Du lieber Gott!“ sagte sie erstaunt, „was Unsereins doch alles essen muß, wenn's der Doctor verschreibt; man sollt's fast gar nicht glauben, daß solches Zeug helfen könnt'!“

Und seufzend über die Grausamkeit der Aerzte nahm sie die Pfanne vom Feuer und lief damit in die Stube, um dem Hansjörg die Arznei frisch und heiß in der Pfanne selbst vorzusetzen, denn so ist bekanntlich jeder gebratene Leckerbissen am schmackhaftesten, das wußte die Käthe wohl.

Weil aber der Hansjörg das Bett nicht verlassen durfte, so holte sie eiligst das Nudelbrett herbei und legte es auf die Bettdecke, damit diese von dem noch glimmenden Ruß der Pfanne nicht schmutzig werde oder gar anbrennen möchte.

„Jetzt laß dir's schmecken!“ sagte sie freundlich und aufmunternd zu dem kranken Manne – „einen Salat hab' ich Dir nicht dazu gemacht, der taugt nicht für Kranke.“ –

Damit reichte sie dem schmachttenden Hansjörg die zweizinkige Gabel und stellte sich erwartungsvoll neben das Bett, wie dem Patienten die köstliche Arznei „schmecken“ würde.

[414-a] Seufzend richtete sich der Hansjörg im Bette auf. Er hatte indessen einen tüchtigen Appetit verspürt. Verwundert sah er das braune Gebäck an. Solch' feine Sachen sind ihm während seines „Hausens“ noch nicht vor die Gabel gekommen.

„Schlecht kann's nicht sein,“ dachte er, „sonst hätt's der Doctor nicht verschrieben!“

Er besann sich daher nicht lange, und aß tapfer darauf los. Die gebackene Arznei muß auch wirklich recht delicat gewesen sein, denn bald war auch nicht Einer mehr von den Blutegeln in der Pfanne.

„Gottlob!“ sagte die Käthe, als sie die Pfanne wegnahm – „gottlob! er ißt doch wieder!“

Herrlich hatte es dem Hansjörg geschmeckt. Zufrieden legte er sich auf die Seite und schlief den Schlaf des Gerechten bis zum späten Abend, wo es ihm auf einmal im Leib ein wenig zwickte, welchem Uebelstand er aber mit einem tüchtigen Schluck Kirschegeist kräftigst entgegenwirkte.

Der Hansjörg befand sich vollständig auf dem Weg der Besserung. Auch die Nacht ging ruhig vorüber, gewürzt von einem gesunden, stärkenden Schlaf. Am andern Morgen war dem Hansjörg zur großen Freude seiner getreuen und besorgten Käthe wieder „pudelwohl“ und vergnügt ging er, wie sonst, an seine Arbeit.

Nach einigen Tagen kehrte der Doctor, der eben durch den Flecken fuhr, bei dem Hansjörg ein, um nach ihm zu sehen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er den [414-b] Patienten völlig wieder hergestellt am Tische sitzen vor einer umfangreichen Schüssel mit Knödeln.

„Nun, Hansjörg!“ sagte er, „bei Ihm ist’s bald besser geworden. Es scheint, die Blutegel haben Ihm sehr gut gethan?“

„Schätz’ wohl, Herr Doctor! Die habet freilich g’holfen! Es sind nur schier z’viel gewesen!“

„Ach was! Er ist ja ein vollblütiger, robuster Mann!“

„Ja freilich, Herr Doctor, schlecht sind sie grad’ nicht g’wesen, aber herentgegen arg fett. Auf die Letzt hab’ ich mich schier zwingen müssen!“

Der Doctor sah den Hansjörg fragend an.

„Ha, wissetse, Herr Doctor!“ fiel die Käthe ein, „so gar trocken hätt’ er’s doch nicht wohl nehmen können, deswegen hab’ ich die Dinger vorher in Schmalz ein bisle abpräzelt!“

„Ach so!“ sagte der Doctor, der mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückte. „Und hat Er alle gegessen?“

„Freilich, Herr Doctor! Sie haben ja zwölf verschrieben!“

„Er ist pünktlich, Hansjörg! Es freut mich, daß Er so bald wieder hergestellt worden ist.“

Der Hansjörg freute sich ebenfalls und lobte den Herrn Doctor über alle Maßen, daß er die Krankheit mit einem so unfehlbaren Mittel gleich auf den Kopf getroffen.

Der Doctor verließ lachend das Haus und fuhr in die Stadt zurück, wo er am Abend in der Post die sonderbare Kur zur allgemeinen Heiterkeit zum Besten gab.

Autor unbekannt. Eventuell eine schwäbische Kalendergeschichte. Hansjörg von Michelhausen kommt als Figur auch in anderen Anekdoten-Sammlungen vor (Schwank und Scherz für Haus und Herz: „Das Schütteln“)
--

[414-c]

Das Pech eines Jägers.

1.

Herr Schlechtgestimmt war einer der beliebtesten Jäger von hier. Weder der Schnepf im Zickzackzuge, noch das rasch vorbeijagende Reh entging dem Gewehre unseres Helden. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein Jäger aus dem Fundamente.

Mit jedem Herbste erwachte in ihm mächtig der Jagdtrieb; doch seit einiger Zeit ließ er, was nie bei ihm der Fall war, wehmuthsvoll das Haupt sinken.

Was mochte dem biedern Jäger nur fehlen?

Er brauchte neue Jagdstiefel und hatte kein Geld, um dafür zu zahlen.

2.

Arglos, wie das Lamm, das nichts von dem Nahen des Wolfes weiß, saß der gute, in Pech machende Meister Hans Sachs *jun.* in seiner Werkstatt, als Schlechtgestimmt, der Nimrod, mit entsetzlichen Pumpgedanken die Thüre öffnete.

„Ah, guten Morgen, Herr Sachs – sehr beschäftigt, wie ich sehe.“ –

„Es geht, danke Ihnen, Herr Baron!“

Denn unser Held besitzt die gange [ganze] Haltung eines Edelmannes aus der alten Schule.

„Würden Sie im Stande sein, mir bis zum nächsten Samstag ein Paar Jagdstiefel anzufertigen? Natürlich bis über die Knie heraufreichend, vom besten Leder. Der Preis genirt nicht, wenn die Arbeit gut ist.“

[414-d] „Der Termin ist allerdings etwas kurz, aber für feine Herren thu' ich etwas Uebrigtes.“

„Schön, lieber Herr Sachs! Ich verlasse mich darauf; hier ist meine Karte!“ Mit Herablassung grüßend, entfernte er sich.

Der Schuster las:

*Eduard Schlechtgestimmt,
Rentier,
–strasse Nr. –*

Der Schuster war entzückt und umarmte seine soeben in die Stube tretende Fee, resp. Frau, was er schon seit Jahren nicht gethan hatte.

3.

Die Stiefel waren fertig.

Stolz blickte Sachs sein Meisterwerk an.

Eine Melodie aus der Oper: „Der Schuster und die Fee“ summend, wusch er seine Hände und verfügte sich dann mit seiner Arbeit nach dem Hause des Rentiers.

Die Stiefel erfreuten sich der gnädigen Anerkennung des reichen Jägers.

„Und was bekommen Sie von mir, lieber Mann?“ fragte Schlechtgestimmt huldvollst.

„Fünfundzwanzig Gulden!“

„Nun – das ist billig. Kommen Sie am Montag und nehmen Sie Ihr Geld in Empfang. Adje!“

[415-a]

4.

„Was thust denn Du in jenem Hause?“ fragt ein politischer Gesinnungsgenosse den etwas gedankenvoll einherschreitenden Schuster.

„Von einem Kunden, Herrn Schlechtgestimmt –“

„Unglückseliger, hast Du ihm gepumpt?“

„Warum sollte ich nicht? Der Mann hat Geld wie –“

„Was hat er? Nichts hat er! Ein fauler Schlingel ist er, durch und durch faul. O, du armer Pechvogel!“

Sachs *jun.* hatte keine Courage, desto mehr besaß von diesem Artikel seine achtbare Eehälfte. Sie mußte Schiller gemeint haben, als er dichtete:

„Da werden Weiber zu Hyänen.“

Zu ihr begab sich spornstreichs Sachs *jun.* und schloß sein Referat mit den Worten: „Geh' hin zu ihm – bring' mir Geld oder – die Stiefel!“

5.

Unser Nimrod hatte seine Jagdtoilette beendet – bis auf die Mammutstiefel. Mit einiger Mühe kam er in einen derselben hinein, als es an die Thüre pochte.

Auf sein „Herein!“ öffnete sich die Thüre und er erblickte nicht:

„Ein Bildniß, so bezaubernd schön,

Wie er noch keines je geseh'n,“

sondern ein Weib aus dem Volke, eine Frau, auf deren [415-b] Gesichte eine furchtbare Entschlossenheit ausgeprägt war – ein Weib, das fähig zu sein schien, das Schrecklichste zu thun.

„Was wünschen Sie?“

„Das Geld für die Jagdstiefel.“

„Ich hab' ja Ihrem Manne gesagt, daß er das Geld am Montag holen könne.“

„Was, Montag! Ich will das Geld oder die Stiefel!“

„Ich habe nicht so viel kleines Geld im Hause.“

Die schreckliche Schusterin antwortete nicht, sondern stürzte sich mit einem Panthersprunge auf den einen noch vacanten Stiefel, packte ihn und trat triumphirend den Rückzug an.

Da saß unser Held nun, den einen Stiefel an, während der andere vielleicht auf immer verloren ist!

6.

So sind nun die Stiefel geschieden
So weit von einander – o weh!
Beim Schuster ist der Eine,
Der And're beim Rentier!
Allnächtlich seufzen sie Beide.
Ich kann ihren Schmerz versteh'n;
Die armen Geschied'nen fragen:
„Giebt's einst ein Wiederseh'n?“